

# Rezensionen und Referate.

## Allgemeines.

### The Catholic Encyclopedia.

Wirklich grosszügig angelegt, enthält das neue amerikanische standard work nicht nur alles das, was die katholischen Leser der Vereinigten Staaten und der Länder des neuen Kontinents interessieren kann, es behandelt die verschiedensten Fragen und Wissensgebiete auch so, dass ein grösseres und akatholisches Lesepublikum mit Nutzen und Freude zu dem Werke greifen kann.

Der Hauptzweck des neuen Lexikons, das in fünfzehn Bänden zu je ca. 800 doppelspaltigen Seiten ungefähr 30 000 Artikel umfassen wird, ist, Aufklärung über die Einrichtung, Lehre, Disziplin und Geschichte der katholischen Kirche zu geben<sup>1)</sup>.

Neben den Artikeln über kirchliche Fragen, wie z. B. heil. Schrift, Dogmatik, Apologetik, Moral, kanonisches Recht, Pastoral, Kirchengeschichte etc. wird auch der Philosophie ein ziemlich bedeutender Raum zugemessen, wie dies ja für ein so umfangreiches internationales Nachschlagewerk nicht anders zu erwarten war. Nur die Artikel philosophischen Inhalts sollen, soweit sie in den nun schon vorliegenden vier ersten Bänden erschienen sind, hier kurz ins Auge gefasst werden.

Aus der Logik kommen in Betracht: teilweise die Artikel über Accidents (2 $\frac{1}{2}$  Spalte), Analogy (3 Sp.) und Category (2 Sp.), ganz diejenigen über Analysis (2 Sp.) und Certitude (7 Sp.), Dialectic (5 Sp.) und Deduction (1 Sp.). — Aus der Ontologie heben wir besonders folgende Aufsätze hervor: Actus et potentia (2 Sp.), Actus purus (1 Sp.), Cause (16) und die schon erwähnten Accidents, Analogy und Category. — Die Naturphilosophie resp. Physik und die Psychologie sind ebenfalls durch mehrere, sehr gediegene Abhandlungen vertreten. Aus dem Gebiet der

<sup>1)</sup> Der Untertitel lautet: An international work of reference on the constitution, doctrine, discipline, and history of the Catholic Church. — Das Werk erscheint bei der eigens zu diesem Zweck organisierten „Robert Appleton Company“ in New-York. Den Alleinvertrieb für Deutschland und Oesterreich hat Herder in Freiburg. Der Preis der einzelnen Bände in Steiflejnen gebunden ist 27 Mk., auch elegantere Einbände zu je 35 und 65 Mk. werden hergestellt.

ersteren ist besonders der Artikel über die Atome (4 Sp.), bei dem leider jede Literaturangabe fehlt, und über den Atomismus (2 Sp.) zu nennen. Reichlicheres Material bietet die *Encyclopedia* über psychologische Fragen, so z. B. Agnosticisim (9 $\frac{1}{2}$  Sp.), Animism (6 $\frac{1}{2}$  Sp.), Character (4 Sp.), Common Sense (2 Sp.), Conscience (10 Sp.), Determinism (1). Mehr als die bisher genannten Teile der Philosophie ist die Geschichte der Philosophie behandelt. Dies zeigen folgende Artikel: Arabian school of Philosophy (4 Sp.), Aristotle (10 $\frac{1}{2}$  Sp.), Arts (9 $\frac{1}{2}$  Sp.), Avempace (1 Sp.), Averroes (2 $\frac{1}{2}$  Sp.), Avicenna (2 Sp.), Baader (4 Sp.), Cyrenaic School of Philosophy (1 Sp.), Descartes (7 Sp.). — Endlich seien noch erwähnt aus der Ethik die Arbeiten über Altruism (3 Sp.), Authority (8 Sp.), Categorical Imperative (2 Sp.), Collectivism (2 Sp.), Communism (8), und aus der Theodicee über Atheism (4 Sp.), Creation (11 Sp.) — dieser Artikel ist jedoch mehr vom dogmatischen Standpunkt aus geschrieben — Deism (8 Sp.) und Deity (12 $\frac{1}{2}$  Sp.).

Bei Durchsicht dieser Artikel fällt deren ungleiche Behandlung auf. Es ist ja gewiss eine schwere Aufgabe für die Redaktion, auf einermassen gleichen Umfang der einzelnen Aufsätze zu achten, da eben vieles hier von den betreffenden Verfassern abhängt; vielleicht liesse sich aber doch für die folgenden Bände eine grössere Gleichmässigkeit erzielen. Im allgemeinen sind die philosophischen Artikel, die hier in Frage kommen, sehr gut ausgearbeitet. Um dem Leser einen kurzen Einblick in die Art und Weise zu geben, wie diese Artikel verfasst sind, mögen einige Beispiele folgen.

**Cause:** Wort- und Begriffsklärung, Nachweis des objektiv bestehenden Verhältnisses zwischen Ursache und Wirkung; geschichtliche Entwicklung und Verwertung des Begriffes Ursache in der jonischen und eleatischen Schule, bei Plato, Aristoteles, im Mittelalter und in der scholastischen Philosophie; weitere Erklärung der vier Hauptarten von Ursachen und deren Unterabteilungen; Occasionalismus (Malebranche, Geulincx, Hume) und Widerlegung desselben. Kant, Hegel, Schopenhauer haben den eigentlichen Begriff der Ursache nicht richtig angewendet. Eine klare, vollständige Darstellung des scholastischen Traktates *de causis*.

**Agnosticism:** Erklärung und Gegensatz zum Gnostizismus; der neue Agnostizismus ist verschieden von dessen älteren Formen, da er viel mehr mit dem Atheismus zu tun hat. Der völlige Agnostizismus widerlegt sich selbst. Die diesbezüglichen Ansichten Kants, Hamiltons, Spencers werden eingehend widerlegt, die Fähigkeit, die Dinge und besonders Gott zu erkennen, bewiesen; der wahre Begriff unseres Gottesglaubens wird erklärt und gerechtfertigt. Der Agnostizismus in seinem Verhältnis zur Kirche (Conc. Vat. Const. de Fide) bildet den Schluss dieses vortrefflichen Artikels.

Der Art. „Conscience“ behandelt die Namenserkklärung, den Ursprung des Gewissens im Menschengeschlecht und im Individuum, sein Wesen in der menschlichen Seele; eingehend gibt er dann eine geschichtliche Darstellung der Philosophie des Gewissens in vorchristlichen Zeiten und nach Christus, besonders in der Scholastik, erörtert die antischolastischen Systeme (Spinoza, Hobbes, Kant) und zeigt zum Schluss die praktische Bedeutung und Betätigung des Gewissens.

Diese drei Beispiele mögen hinreichen, um den Leser über die Vollständigkeit der philosophischen Artikel zu unterrichten. Die Artikel sind alle — soweit sie bisher erschienen — von Fachmännern und Professoren der Philosophie und Theologie an Universitäten und grösseren Lehranstalten verfasst worden. Die hauptsächlichsten amerikanischen und englischen Mitarbeiter sind: C. A. Dubray-Washington, M. J. Ryan-Rochester, E. J. Shanahan S. J. und W. Turner S. J., beide an der Universität zu Washington, M. Maher S. J. und J. Rickaby S. J.-Stonyhurst, T. Brosnahan S. J.-Maryland. Von Deutschen sind nur zu nennen: O. Willmann, k. k. Hofrat in Salzburg, und Fr. Siegfried, der jedoch als Philosophie-Professor in Overbrook-Pennsylvanien tätig ist.

Unser Urteil über den philosophischen Teil der Encyclopedia geht dahin, dass die Artikel in klarer Darstellung den Lehrgehalt der durch die Stichwörter angezeigten Systeme geben, dass sie auch meistens deren allseitige Tragweite und Bedeutung hervorheben, dass sie besonders nicht in veralteten Anschauungen verharren, sondern nach Möglichkeit den neuen Systemen sich anpassen und denselben gerecht werden. — Wenn es nicht als kleinlich anzusehen ist, an einem so gewaltigen Werke, das in der ganzen Presse die vorteilhafteste Besprechung findet, einige kleinere Ausstellungen zu machen, so möchten wir folgendes wünschen. Einzelne Aufsätze müssten etwas weiter ausgeführt sein, wie z. B. Atom und Atomism, Deduction (letzteres könnte wohl leicht bei Induction nachgeholt werden), Determinism und Collectivism (was auch später etwa bei Liberty oder Socialism leicht zu ergänzen wäre). Auch die Literaturangabe ist manchmal etwas schwach (bei Atom und Arts fehlt sie leider gänzlich); besonders müssen in den folgenden Bänden die nicht englischen Werke mehr berücksichtigt werden. Von deutschen Autoren sind ja mehrere zitiert; wie z. B. Erdmann, Eisler, Gutherlet, v. Hertling, Paulsen, Pesch, Pfeleiderer, Pohle, Stöckl, Thiele, Ueberweg-Heinze, Windelband, Wundt — wir glauben aber, dass eine grössere Vollständigkeit hierin nur gut tun könnte. — Diese wenigen Aussetzungen sollen nun keineswegs den wahren Wert und die durchweg ernste Arbeit der Cath. Encyclopedia herabsetzen. Die Herausgeber (Charles G. Herbermann, Edward Pace, Condé B. Pallen, Thomas J. Shahan, John J. Wynne) haben wirklich Grosses geleistet. Die Katholiken Amerikas können stolz sein auf dieses internationale Nachschlagewerk, das tatsächlich eine Bereicherung unseres Wissensarsenals

darstellt. Wir sind sicher, die andern Bände werden noch gründlicher gearbeitet sein. Mögen sie so schnell aufeinanderfolgen wie die bisher erschienenen.

Hünfeld.

Dr. Wilhelm Carduck O. M. I.

## Psychologie.

**Die Reproduktion und Assoziation von Vorstellungen.** Von Dr. Arthur Wreschner. Ergänzungsband 3 der Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane. I. Teil 1907. II. Teil 1909. Leipzig, Barth. 599 Seiten.

1. Das nun vollendet vorliegende Werk stellt eine Originaluntersuchung grossen Stiles dar, fussend auf Experimenten des Verfassers aus den Jahren 1900—1903.

Die Versuche sind nach dem Schema des Assoziationsexperimentes angestellt. Es wird der Versuchsperson ein Wort zugerufen und gleichzeitig der Strom geschlossen, der das Chronoskop in Gang setzt. Die Versuchsperson antwortet mit der ersten sich daran anschliessenden Vorstellung und öffnet durch das Aussprechen des Wortes selbst den Strom, so dass die gebrauchte „Assoziationszeit“ am Chronoskop abgelesen werden kann. Wreschner veränderte diese Form des Experimentes in verschiedener Weise, um es ergebnisreicher zu gestalten: er verbesserte das Material, indem er nach dem Vorbild Sommers die Reizwörter sorgfältig auswählte, und gleichmässig aus 4 Klassen zusammensetzte, Adjektiva, Konkreta, Abstrakta und Verba. Ferner verteilte er die Versuchspersonen nach Möglichkeit auf die verschiedenen Klassen: 3 Dozenten, 7 Studenten, 5 Studentinnen; neben diesen Gebildeten ferner 3 Männer und 2 Frauen aus dem gewöhnlichen Volk und 2 Kinder. Einige Resultate wurden auch durch Massenversuche kontrolliert. Endlich, und das war unstreitig die beste Neuerung, verband er jeden Versuch mit eingehender Selbstbeobachtung; die Versuchsperson gibt genau an, wie sie vom Reizwort zum Reaktionswort gekommen; und nach dieser psychologisch einzig zulässigen Grundlage wird die Zugehörigkeit zu Assoziationsklassen bestimmt.

Die erhaltenen Resultate wurden mit einer minutiösen Sorgfalt auf alle erdenkbaren Gesetzmässigkeiten untersucht. Beispielsweise gebe ich eine, übrigens nur ganz summarisch gehaltene Uebersicht über die Hauptresultate des ersten Abschnittes.

Es handelt sich zunächst um freie Reproduktion bei einmal gegebenem Reizwort. Untersucht man die Abhängigkeit der Reaktionszeit von verschiedenen Faktoren, so fand sich: die Konkreta brauchen eine kürzere Zeit, als die Adjektiva und Abstrakta; und, im allgemeinen wenigstens, die Adjektiva eine kürzere, als die Abstrakta. Aehnliche Gesetzmässigkeiten finden sich, wenn man jede dieser Klassen in ihre Unterklassen teilt und vergleicht. So stehen

bei den Adjektiva an der Spitze die Bezeichnungen für Licht und Farben. Jede dieser Gesetzmässigkeiten wird durch Tabellen belegt, und ihre vermutlichen Gründe werden erwogen (Kap. 3).

Die Abhängigkeit der Reaktionszeit vom Reagenten: Im Mittel reagieren Gebildete schneller als Ungebildete; Männer schneller, als Frauen; Erwachsene schneller als Kinder (Kap. 5).

Gleichzeitige Abhängigkeit von Reizwort und Reagent: stets ist die Bildung von grösstem, das Geschlecht von geringstem Einfluss. Die typische Geläufigkeit ist beim Kinde in der Reihenfolge abnehmender Schnelligkeit: Verba, Konkreta, Adjektiva, Abstrakta; beim Ungebildeten: Konkreta, Verba, Adjektiva, Abstrakta; beim Gebildeten: Adjektiva, Konkreta, Verba, Abstrakta. Weitere Regelmässigkeiten zeigt die Untersuchung der Unterklassen der einzelnen Gruppen (Kap. 6).

Je länger das Reizwort ist, desto länger fällt auch das Reaktionswort aus. Das Verhältnis wird dann weiter detailliert, wie immer, nach Verschiedenheit von Inhalt und Personen (Kap. 4).

Nennt man symmetrische Reaktionen diejenigen, wo Reizwort und Reaktionswort übereinstimmende grammatische Formen zeigen: so zeigt sich diese Symmetrie um so stärker, je geläufiger das Wort ist oder je schneller es zur Antwort führt. Symmetrische Fälle treten um so häufiger auf, je schneller eine Gruppe von Personen reagiert. Das wird weiter untersucht für die Verschiedenheit der Reizwörter nach Klassen und Unterklassen usw. Auch ist die Reaktionszeit in symmetrischen Fällen kürzer als ohnedem (Kap. 7).

Es wird verglichen, wie oft ein Reizwort bei verschiedenen Personen durch das gleiche Reaktionswort beantwortet wurde: je ferner das Reizwort liegt oder je schwieriger die Aufgabe durch den Inhalt des Reizwortes, desto mehr verschiedene Antworten werden gegeben. Auch hier wird dann festgestellt die Abhängigkeit von der Klasse der Wörter, von der persönlichen Verschiedenheit (Kap. 8). Ein interessanter Satz ist: Die Antworten der Gebildeten sind weniger individuell gefärbt, als die der Ungebildeten; die der Männer weniger, als die der Frauen; die der Kinder am meisten.

Diese Uebersicht mag genügen, um einen Begriff von der fast verwirrenden Fülle von Einzelresultaten und Gesetzmässigkeiten zu geben, die hier niedergelegt sind.

2. Um die allgemeine Tendenz der Untersuchung kennen zu lernen, genüge es, in kurzen Strichen die grösseren Teilungen vorzuführen.

Teil I (S. 31—328) bietet die Resultate über Versuche bei freier Reproduktion und nur einmal gegebenen Reizwörtern. Abschnitt I davon bringt die quantitative Analyse der Resultate, von der eben eine summarische Uebersicht gegeben wurde.

Abschnitt II (S. 103—328). Die psychologisch noch wichtigeren Ergebnisse der Selbstbeobachtung. An der Hand der Protokolle wird besprochen die vielfach verschiedene Auffassung des Reizwortes, die inhaltliche Interpretation; wobei sich unter anderem herausstellt, dass bei sogenannten formalen (z. B. Klang-) Assoziationen der Sinn des Reizwortes

recht wohl aufgefasst wird (Kap. 9). Sehr eingehend werden die Nebenerscheinungen der Reaktion besprochen, die Individualisierung, die zentral erregten Empfindungen, besonders visueller Natur, die Gefühlsbetonung (Kap. 11, 12). Ein vorzügliches Kapitel (13) behandelt den Reproduktionsvorgang selbst und seine beobachteten Verschiedenheiten: die automatische Reproduktion, das Suchen nach einer Antwort, die Aktivität, die mehrfachen Reproduktionen usw.

Auch zu den durch die Gedächtnisexperimente aufgefundenen Perseverationstendenzen wird neues Material beigebracht (Kap. 14). Wreschner unterscheidet neben der Perseveration eines Reaktions- oder Reizwortes noch die allgemeinere Perseveration einer Beziehung oder einer Reaktionsrichtung, so wenn mehrere Male mit Reimen geantwortet wird, wenn das Anfangslied regelmässig interpretiert wird, wenn nach der Reaktion „Zweifel daran“ später eine Reaktion „Grund dazu“ folgt. In seiner gründlichen Weise verrechnet er wieder die Wiederholungserscheinungen in jeder denkbaren Beziehung und stellt ihre Abhängigkeit von allen möglichen Faktoren fest.

Es ist bei Assoziationsexperimenten allmählich ungefähr Tradition geworden, dass jeder Forscher eine eigene Einteilung der Assoziationen versucht. Auch Wreschner bietet eine solche mit dem Anspruch, dass sie wenigstens für sein eigenes Material besonders angepasst sei. Gewiss ist, dass die Teilung in manchen Punkten mehr befriedigt, als die bisherigen. In 35 Unterteilungen bringt er auf Grund der Angaben der Selbstbeobachtung sein Material unter. Es braucht nicht hinzugefügt zu werden, dass er dann diese Klassen wieder nach allen Rücksichten quantitativ vergleicht, nach Zeitverhältnissen, Einfluss der Personen, Qualität des Reizwortes, Vorführungsart, Länge des Reizwortes usw. (Kap. 15).

Ein letztes Kapitel (16) bespricht den Einfluss der Uebung auf die Assoziationsexperimente und kommt zu stellenweise merkwürdigen Resultaten. Bei dem Gebildeten z. B. tritt mit der Zeit eine stetige Verlängerung der Reaktionszeit ein. Durch Fraktionierung gelingt es, den Grund dieser Erscheinung aufzudecken: es nimmt nämlich die Verschiedenheit der Assoziationsarten ebenfalls beständig zu; man befreit sich immer mehr vom anfänglichen Zwang in eine einzige Assoziationsrichtung.

Teil II (S. 329—487): Die Versuche bei freier Reproduktion und mehrmaliger Wiederholung der nämlichen Reizworte. Hier kehren viele der früheren Teilungen wieder.

Es werden untersucht die Häufigkeit der verschiedenen Antworten und deren Gang, der Zusammenhang mit der Assoziationsstärke, die Unterbrechung in der Wiederholung einer Antwort usw., immer mit Rücksicht auf die Verschiedenheiten der Wortklassen und Personen. — Die Abhängigkeit der Reaktionszeit von der Wiederholung. — Die Uebereinstimmung von

Reiz und Reaktionswort. — Die assoziativen Beziehungen. — Die Wiederholung einer Antwort in ihren Abhängigkeitsbeziehungen. — Das Vorkommen und die Folgen des Wiedererkennens.

Teil III (S. 488—552) behandelt die zum Vergleich mit dem vorhergehenden hinzugefügten „eingeeengten Reproduktionen“, wo nämlich im Gegensatz zur bisherigen freien Wahl eine bestimmte Aufgabe gestellt wird. Wie schon früher bekannt, wird dann die Reaktionszeit im allgemeinen kleiner, je geringer der Umkreis der möglichen Antworten wird, je mehr die Aufgabe bestimmt wird. Wreschner vertieft dieses Resultat in vieler Hinsicht und sucht seine Gründe klar zu legen. Merkwürdig ist auch das Resultat: bei Gebildeten ist die Reproduktion einer bestimmten assoziativen Beziehung bei freier Wahl schneller, als wenn sie gefordert wird.

Im Schlusskapitel werden die Hauptresultate des ganzen Werkes zusammengefasst, und wird eine theoretische Diskussion über einige Grundprobleme der Assoziationspsychologie beigelegt.

3. Eine Würdigung der Gesamtarbeit in ihren einzelnen Resultaten muss natürlich der Spezialforschung und ihrer Nachprüfung überlassen bleiben. Immerhin dürfte es auch anderen als Spezialforschern auf diesem Gebiet zu empfehlen sein, über die Assoziationsexperimente sich nicht bloss aus Zusammenstellungen zweiter Hand, sondern auch aus der einen oder anderen derartigen Originalarbeit zu unterrichten. Wir haben hier nur vor, ein paar allgemeine Bemerkungen anzuknüpfen.

Der erste Eindruck, den das Werk bei genauerer Einsichtnahme macht, ist der eines ausserordentlich reichhaltigen Materials. Die Fülle der Gesichtspunkte, die der Verfasser seinen Zahlen abzugewinnen weiss, ist eine überraschend grosse. Es ist kaum eine Rechnungsart zu denken, die er darauf nicht angewendet hätte. Daher auch die Menge von Gesetzmässigkeiten, die sich Seite auf Seite drängen. Neben der Fülle des Materials ist es besonders die Erschliessung von Methoden, von Vergleichen, an die ein anderer kaum gedacht hätte, was diese Arbeit wertvoll und in mancher Hinsicht vorbildlich erscheinen lässt.

Freilich stehen diesen Vorzügen auch bedenkliche Nachteile gegenüber. Der hauptsächlichste dürfte sein das — ich möchte fast sagen — blinde Vertrauen, das der Verfasser auf die reinen Mittelwerte setzt, ohne Berücksichtigung der zufälligen Variabilität. Seit den klassischen Versuchen von Fechner über die Empfindungsintensitäten, von Ebbinghaus über das Gedächtnis usw. ist es zum unverlierbaren Besitz und zur Grundlage jeder psychologischen Diskussion von Tabellen geworden, dass den gefundenen Mittelwerten keine Bedeutung zukommt, wenn nicht feststeht, dass die Differenzen der zu vergleichenden Mittelwerte genügend die zufällige Variabilität überschreiten. Um so mehr muss man sich wundern, dass der Verfasser darauf so gut wie gar keine Rücksicht nimmt, sondern unbekümmert um

die Fehlertheorie mit den Mittelwerten rechnet, als hätte er die wahren Werte vor sich.

Eine der wenigen Tabellen, in der die Urresultate gegeben sind, S. 47—49, zeigt das Bedenkliche dieser Auffassung. Dort wird die Gesetzmässigkeit deduziert: die Männer reagieren schneller als die Frauen; und sieht man die Mittel an, so ist das in der Tat in hohem Grad glaublich: Mittel für die Männer 1543, für die Frauen 2248  $\sigma$  (?); oder wenn man sich auf die verlässlicheren Daten für Gebildete beschränkt: Männer 1337, Frauen 1707  $\sigma$  (oder nach meiner Rechnung 1599; siehe Anmerkung!); also liegt eine Differenz von 370  $\sigma$  (262), was sehr überzeugend aussieht. Beachtet man nun aber, dass die mittlere Variation bei gebildeten Männern = 195  $\sigma$  ist, bei den gebildeten Frauen gar = 334  $\sigma$ , dann liegt die Differenz völlig in der Zone der Variabilität. Die fragliche Gesetzmässigkeit ist nicht bewiesen, und es hat keinen Wert, Betrachtungen über ihren mutmasslichen Grund anzustellen<sup>1)</sup>.

Ganz dasselbe in noch höherem Massstab gilt an einer anderen Stelle, wo eine Urtablelle gegeben ist und deshalb eine Nachprüfung möglich ist, auf S. 163. Die mittlere Variation ist hier so gross, dass der ganze Unterschied der Gruppen dagegen verschwindet.

Auf S. 436 wird einmal gar aus dem Unterschied von 56,6 % gegen 55,8 % der Satz deduziert: die Reizwiederholung bedingt also eine Abnahme der Symmetrie. Es braucht nicht gesagt zu werden, dass aus solchen quantitativen Unterlagen wirklich nichts folgt, und derartig begründete Gesetze (?) sind eher eine Irreleitung der Forschung. Da uns nur sehr selten das Rohmaterial geboten wird, so ist meist nicht einmal nachzurechnen, ob das aufgestellte Gesetz als bewiesen gelten kann oder nicht. Aus diesem Grunde muss man leider sagen, dass die aufgeführten Gesetzmässigkeiten häufig einstweilen bloss als Vermutungen gelten können, als Fingerzeige für die Nachprüfung, nicht als gesicherte Resultate.

Um nicht ungerecht zu werden, darf nicht verschwiegen werden, dass bisweilen für diesen Fehler ein teilweiser Ersatz geboten wird, indem etwa eine Klasse in Unterklassen aufgelöst ist, so dass aus der Uebereinstimmung der Zahlen in einer Richtung dann ein Schluss auf das Bestehen der behaupteten Gesetzmässigkeit gestattet ist. Aber ich begreife nicht, wie dem Verfasser dieser für die Brauchbarkeit seiner Resultate so wesentliche Punkt unbekannt oder gleichgültig sein konnte.

Ein anderer Punkt, der die Gegenüberstellung der Personenklassen betrifft und bereits an anderer Stelle (Bericht über den ersten Kongress für experimentelle Psychologie. 1904. S. 51) mit Recht hervorgehoben wurde, ist, dass die Zahl der Versuchspersonen zu gering und ihre Auswahl nicht gleichmässig genug genannt werden kann, um darauf allgemeine

<sup>1)</sup> Die Berechnung der Zahlenwerte ist mir unverständlich geblieben. Betrachte ich die Urtablelle S. 48, 49 als richtig, so sind die arithmetischen Mittel von den sämtlichen Angaben der beiden Tabellen auf S. 47 erheblich verschieden. So finde ich: Gebildete 1423; Ungebildete 2350; Männer 1502; Frauen 1937; Kinder 3548. Ähnliche Unterschiede bei der nächsten Tabelle.



Behauptungen über den Gegensatz von Männern und Frauen zu stützen. Wendt fand beispielsweise bei seinen sehr viel zahlreicheren Versuchspersonen, wo Jünglinge und Mädchen zwischen 18—20 Jahren unter ganz gleichen Verhältnissen der Anlage, Gesundheit, des Unterrichts geprüft wurden, dass die grössere Schnelligkeit der Reaktion eher auf Seite der Frauen lag. Wreschner schränkt deshalb im zweiten Teil seine Behauptung dementsprechend ein, sie gelte dann wenigstens für diese Versuchspersonen. Aber man sieht leicht, dass dann die aufgestellten Gesetzmässigkeiten wesentlich an Bedeutung verlieren.

Im Ganzen zeigt die Arbeit die Vorzüge und Nachteile, die schon bei früheren Arbeiten desselben Verfassers von kompetentester Seite bemerkt wurden: eine Fülle von Anregungen, ja geradezu Auffindung neuer methodischer Hilfsmittel (man erinnere sich an die schöne Methode der Vollreihen auf psychophysischem Gebiet); daneben aber auch die Neigung zur Aufstellung von Gesetzmässigkeiten auf ungenügender quantitativer Grundlage. So anregend in jeder Hinsicht die Resultate und noch mehr die Fragestellungen sind, so wenig abschliessend sind sie vorläufig.

Dass sich der Autor mit der Literatur über seinen Gegenstand wenig auseinander setzt, lag offenbar in seiner Absicht. Immerhin muss der Benutzer sich dieses Umstandes bewusst bleiben.

4. Allgemeineres Interesse beansprucht endlich noch die kurze theoretische Schlussdiskussion über die Bedeutung der Assoziationsgesetze. Mit Recht betont der Verfasser, was in der letzten Zeit in psychologischen Kreisen immer mehr Anerkennung findet, dass die reine Assoziationspsychologie zur Erklärung des ganzen Seelenlebens unmöglich ausreicht. Es wird hingewiesen auf die Unvereinbarkeit dieser Theorie mit der schöpferischen Tätigkeit, auf die Rolle der geistigen Verarbeitung, der Abstraktion und die durch all das bewirkte (indirekte) Lenkung des Assoziationsverlaufes. Doch geht der Verfasser wohl zu weit, wenn er die Richtigkeit und Leistungsfähigkeit der allgemein angenommenen Assoziationsgesetze auch innerhalb des rein sinnlichen Gebietes bestreitet. So scheint mir nicht, dass die Erweiterung des Assoziationsgesetzes, nach der statt der gleichen Ausgangsglieder deren Aehnlichkeit genügt, das Gesetz selbst aufhebe. Gewiss ist die Aehnlichkeit ein dehnbarer Begriff; genau wie übrigens die Assoziationsstärke auch. Aber dem wird das Gesetz durchaus gerecht; mit schwächerer Aehnlichkeit wird die Reproduktionsfähigkeit eines Ausgangsgliedes eben auch entsprechend schwächer, genau wie bei schwächerer Assoziationsstärke; ohne dass die Eindeutigkeit des Endresultates dadurch beeinträchtigt wird. Das ist freilich nicht zu leugnen, dass die physiologische Deutung des allgemeinen Assoziationsgesetzes, besonders wenn man die Aehnlichkeit der Ausgangsglieder mit hineinnimmt, ihre grossen, vielleicht unüberwindlichen Schwierigkeiten hat. Aber wenn man sich darauf beschränkt, das Gesetz, statt es zur Grundlage des ge-

samtan Seelenlebens zu machen, auf seinem eigensten Gebiet der Vorstellungsreproduktion zu verwenden, wird nicht viel Sticthaltiges dagegen zu erbringen sein.

Wenn im vorstehenden bisweilen der Tadel länger ausgefallen ist, als das Lob, so möge das nicht als Geringschätzung des Werkes gedeutet werden; der Tadel fordert eben eine eingehende Begründung, während das Lob sich mit kurzen Hinweisen begnügen kann.

Valkenburg (Holland).

Jos. Fröbes S. J.

**Das Problem der Willensfreiheit in der Scholastik.** Auf Grund der Quellen dargestellt und gewürdigt von Joh. Verweyen. Heidelberg 1909, Winter.

Die Behandlung des vorliegenden Themas muss als sehr zeitgemäss betrachtet werden, denn der Kampf um die Willensfreiheit tobt gegenwärtig heftiger als je. Aber „gerade die scholastische Behandlung des Freiheitsproblems zum Gegenstande einer besonderen Untersuchung zu machen, wurde schon dadurch gefordert, dass in den historischen Abschnitten der betreffenden Literatur das Mittelalter durchweg nur in überaus knapper und unzulänglicher Weise behandelt zu werden pflegt“ (VIII).

Zeitgemäss erscheint dem Vf. diese Arbeit auch darum, weil sie darthue, dass „scholastische Ansprüche gegen die neue Strafrechtstheorie von Liszt“ unberechtigt sind. Also mit andern Worten, es soll der Determinismus durch eine Darstellung und Würdigung der Freiheitslehre der Scholastiker gestützt werden. Diese ausgesprochene Tendenz fordert uns auf, die Arbeit etwas näher auf ihre Objektivität zu prüfen.

Der Vf. macht aus seiner feindseligen Stellung gegen die Scholastik kein Hehl. So bezeichnet er den Satz des hl. Thomas: es gehöre zum Begriffe des Freien lediglich dies, dass es „Ursache seiner sei“, nicht aber, dass es „erste Ursache seiner sei“, als „einfache Verlegenheitsbehauptung“. Keine einfache Verlegenheitsbehauptung, sondern ein offener Irrtum ist es, wenn begründend hinzugefügt wird: „Damit bleibt doch im Grunde von der Selbstursächlichkeit nur die Unabhängigkeit von zwingenden, d. h. ungewollten anderen Ursachen übrig.“

Und weiter: „So verdienstlich einerseits dieser thomistische Versuch ist, den einzelnen Willensakt zu dem letzten Grunde der Wirklichkeit in eine ursächliche Beziehung zu bringen, so darf man sich andererseits doch durch die glatten scholastischen Formeln nicht zu einer Ueberschätzung dieser Versuche verleiten lassen. In Wahrheit versagt auch die thomistische Kausalerklärung an diesem Punkte gänzlich: auch sie verliert sich in den unergründlichen Tiefen Gottes und vermag darüber nicht durch einige schöne Worterklärungen hinwegzutäuschen.“

Worte und Formeln spielen bei den Scholastikern bei weitem nicht die Rolle wie in der neueren Philosophie. Auch die neuere Philosophie hat bis jetzt noch nicht die Schwierigkeit gelöst, wie das Absolut-Ewige in der Zeitlichkeit sich äussern kann.

In der schwierigen Frage der Vereinbarkeit der göttlichen Ursächlichkeit mit dem freien Willen weiss der Vf. nur die Streitschriften von Joseph Pecci und von G. Feldner anzuführen, wobei ihm das Versehen unterläuft, dass er den Kardinal Joseph Pecci mit dem Papst Leo XIII. identifiziert.

Die Erklärung des hl. Thomas, wie die Sünde mit der Heiligkeit Gottes vereinbar sei, glaubt der Vf. durch eine „treffende Bemerkung“ H. Gomperz' lächerlich machen zu können: „Allein was würden wir zu einem Schuster sagen, der uns einen Stiefel mit Löchern lieferte und sich nun darauf hinausredete, erstens seien diese Löcher bloss etwas Negatives und zweitens rührten sie von einem Lehrling her, dessen Fehler er nicht veranlasst, sondern nur zugelassen habe?“

Ob es von besonders gutem Geschmacke zeuge, Gottes Heiligkeit mit einem Schuster zu vergleichen, überlasse ich dem Leser. Gomperz trägt in seiner Weltanschauungslehre so abgeschmackte phantastische Narrheiten vor, dass sich die Weltanschauung des hl. Thomas mit ihr, was Begründung anlangt, daneben noch sehen lassen kann.

A. Messer<sup>1)</sup> sagt in einer Besprechung der Schrift von Gomperz: „Diesen letzten Schritt der dialektischen Methode können wir freilich nicht mittun; er führt, so weit wir sehen, ins Bodenlose; der Wahrheitsbegriff selbst scheint uns damit aufgehoben zu sein.“ „Aber da ich vorläufig annehme, dass G. nicht auch den Satz des Widerspruchs zu ‚überwinden‘ beabsichtigt, so kann ich mir seine paradoxe Behauptung (dass für die einen die Dinge objektiv, für die anderen subjektiv seien) auch nur wieder durch eine der Begriffsverwechslungen erklären, die uns ja jetzt nichts Auffallendes mehr bei ihm sind.“ Und einen solchen philosophischen Gaukler führt V. vor, um Geister wie Augustin und Thomas zu verspotten.

Vor allem sündigt der Vergleich gegen die Logik. Dass die Sünde etwas Negatives sei, wird von Thomas und schon von Augustinus, der sich wohl mit Gomperz und Verweyen in Gedankenschärfe messen kann, nicht geltend gemacht, um die Zulassung der Sünde zu erklären, sondern lediglich um zu zeigen, dass Gott nicht positiv zu derselben mitzuwirken braucht. Weiterhin ist der Vergleich darum gar nicht ad rem, weil der Schuhmacher rechtlich verpflichtet ist, tadellose Schuhe zu liefern, von Gott aber nicht bewiesen werden kann, dass er keine sündenfähigen Geschöpfe ins Dasein setzen könne. Wenn eine Verpflichtung für den Meister nicht vorläge, und er Grund hätte, auch einem noch ungeschickten Lehrlinge die Verfertigung der Schuhe anzuvertrauen, z. B. um ihn durch Fehler

<sup>1)</sup> A. Messer, H. Gomperz' Weltanschauungslehre. Kantstudien (1908) 275.

heranzubilden, könnte auch er als Entschuldigung vorbringen, dass er sie nicht selbst, sondern dass der Lehrling sie gemacht habe. So scheut man sich nicht, durch faule Witze die schwierigsten und heiligsten Probleme der Menschheit zu lösen, bzw. zu beseitigen.

Die Abneigung des Verfassers gegen die Scholastiker steigert sich zu unbegreiflicher Gehässigkeit, wenn er eine nur als Paroxysmus leidenschaftlicher Verblendung zu verstehende Behauptung Paulsens belobt und gegen meine Abweisung zu verteidigen unternimmt. Paulsen erklärt das Problem der Freiheit für eine „Grille einiger scholastischer Metaphysiker“, „grillenhafter Spekulant“, für ein „Hirngespinnst, erfunden, um Gott zu rechtfertigen, die Erlösung und die Kirche als notwendig erscheinen zu lassen“. Es haben doch auch in der neuesten Zeit Männer, die von keinem Dogma, nicht von Scholastizismus beeinflusst sind, wie W. v. Rohland und die stattliche Reihe, welche derselbe anführt, die Freiheit des Willens auf das entschiedenste verteidigt. Was Scharfsinn anlangt, stehen sie Paulsen zum mindesten nicht nach, der wohl sehr geistreich und gefällig schreibt, aber kein tiefer Denker ist. Er verwirft ja alle Metaphysik, sie ist ihm als Empirist und Positivist ganz und gar Hirngespinnst, freilich auf die Spinozistische Metaphysik schwört er; er weiss Positivismus und Kantianismus, Evolutionismus und Spinozismus, also die unverträglichsten Gegensätze in seinem System zu vereinigen; es fehlt ihm jede Konsequenz strengen Denkens. Das zeigt sich auch in der vorliegenden Frage.

Wenn jemand behauptete, die Erlösung sei wegen der Sünde erfunden worden, so hätte das doch einen vernünftigen Sinn, aber aller Vernunft und Erfahrung widerstreitet es, die Sünde zu dichten, um Erlösung zu haben. Ebenso steht es mit der Theodicee, deretwegen die Freiheit erdichtet worden sein soll. Wenn es keine Freiheit und keine Sünde gibt, dann braucht das Böse in der Welt nicht gerechtfertigt zu werden, es wäre jedenfalls nur ein physisches Uebel, zumal nach Paulsen, der sich zu der unbegreiflichen, aber für den Deterministen notwendigen Behauptung versteigt, unser Gefühl reagiere im Grunde auf die schlechte Tat eines Menschen nicht anders als auf die Missbildung eines Baumes, die Bösartigkeit eines Tieres. Warum hat man dann nun, um Gott zu entlasten, nicht auch den missgebildeten Bäumen und wilden Tieren Freiheit angedichtet?

Doch Vf. weiss die exorbitante Behauptung Paulsens zu begründen.

„Was endlich den Zusammenhang zwischen Dogma und scholastischer Auffassung der Willensfreiheit anbetrifft, so mussten wir denselben überall konstatieren. Durchgehend sehen wir religiös-theologisch-metaphysische Motive das Denken über das Freiheitsproblem bestimmen“ (262).

Welche Logik? Weil die Scholastiker auch religiöse Gründe für die Freiheit anführen, darum haben sie deretwegen das Hirngespinnst der Freiheit erfunden! Dabei wendet der Vf. den Kunstgriff an, dass er statt Gründe „Motive“

setzt. Er widerspricht aber sich noch selbst, denn er führt erstens auch weitere ethische Motive an, solche werden aber auch jetzt von den Vertretern der Freiheit, obgleich sie vom Dogma unabhängig sind, am stärksten betont. Zweitens erklärt er ausdrücklich: „Die oft wiederkehrende Formel lautet: Jeder erfährt in sich, dass der Wille dem Urteile des Verstandes folgen und nicht folgen kann.“ Nun könnte ja doch diese offenbare und allgemeine Tatsache des Freiheitsbewusstseins das „Motiv“ zur Annahme der Freiheit gewesen sein. Also ist die Schlussfolgerung, dass bloss theologische Tendenzen, wie Paulsen behauptet, zur Annahme der Freiheit geführt haben sollen, wenigstens unlogisch. Es kann aber keinem Zweifel unterliegen, dass zunächst andere als theologische Gründe die Menschheit und mit ihnen die Scholastiker hierzu bestimmt haben, nämlich das eigene klare Bewusstsein, das praktische und theoretische Verhalten der gesamten Menschheit. Vf. leugnet diese sonnenklare Tatsache, beweisen kann er seine Leugnung nicht.

Was er gegen meine diesbezügliche Feststellung vorbringt, ist ein Schlag in die Luft: „Dass aber der Begriff der Willensfreiheit als Selbstursächlichkeit eines allgemeinen Willensvermögens zum Inventar der ‚Ueberzeugung der gesamten Menschheit‘ zählt und nicht vielmehr eine spezifisch ‚scholastische Grille‘ ist, setzt Gutberlet in seiner Polemik voraus“ (263).

Wo habe ich denn behauptet, dass diese vom Vf. konstruierte und den Scholastikern imputierte Grille allgemeine Ueberzeugung der Menschheit sei? Es wird sich zeigen, dass diese eine grobe Fälschung des Freiheitsbegriffes der Scholastiker darstellt.

Uebrigens wird diese Auffassung selbst von Paulsen, den Vf. verteidigt, schlechthin in Abrede gestellt. Beide stimmen überein in der Verurteilung des angeblich scholastischen Freiheitsbegriffes, und doch hebt der eine den Begriff des andern auf. Paulsen behauptet, die Scholastiker hätten die Freiheit als Ursachlosigkeit gefasst, Vf. als Selbstursächlichkeit, als Ursächlichkeit eines allgemeinen Willensvermögens. Tatsächlich sind beide Begriffsbestimmungen schwere Irrtümer.

Dass die Freiheit von den Indeterministen nicht als Ursachlosigkeit gefasst wird, könnten die Deterministen aus jedem Kompendium, jeder Abhandlung über die Willensfreiheit ersehen, aber sie wollen immer wieder diesen bequemen Einwurf wiederholen, weil sie nichts Sachliches vorzubringen wissen. Für Paulsen, der ihn hier auch wiederholt, ist er aber ohne alle Beweiskraft. Nach ihm gibt es keine absolut sicheren Axiome, sie sind Entwicklungsprodukte, haben nur relative Wahrheit. Darum könnte ja auf geistigem Gebiete das Kausalitätsprinzip seine Bedeutung verloren, bzw. nie durch Züchtung erlangt haben. Paulsen kann überhaupt das Recht nicht zugestanden werden, so wegwerfend über die Spekulation der christlichen Denker zu urteilen. Ein Mann, der in seinem Systeme Posi-

tivismus und Kantianismus, Evolutionismus und Spinozismus mit einander vereinigen kann, darf nicht den Anspruch auf konsequentes Denken erheben.

Am allerwenigsten durfte ihm Vf. in der Verurteilung des scholastischen Freiheitsbegriffes beistimmen, da er gerade die Behauptung Paulsens Lügen straft und nicht müde wird, die Selbstursächlichkeit im Freiheitsbegriffe der Scholastiker zu betonen.

Freilich ist seine eigene Auffassung von dem Freiheitsbegriffe der Scholastiker eine ganz irrige, einmal gerade weil er sie in die Selbstursächlichkeit setzt, sodann weil diese die Aeußerung eines „allgemeinen Willensvermögens“ sein soll.

Beginnen wir mit dem letzteren. Niemals haben die Scholastiker gelehrt, das Willensvermögen sei imstande, sich aus sich für das eine oder das andere zu entscheiden: nur unter dem Einfluss der vom Verstande ihm dargelegten Motive kann es sich betätigen, freilich so dass die Motive nicht nötigend wirken. Was sodann die Selbstursächlichkeit als Bestimmung der Freiheit anlangt, so verwechselt der Vf. durchgehend das *voluntarium* und *liberum*, die *necessitas a coactione* mit der *necessitas intrinseca*. Die Selbstursächlichkeit reicht allerdings hin zum *voluntarium*, nicht aber zum *liberum*. Es kann ein Willensakt vom äusseren Zwange frei sein und doch notwendig, weil durch innere Determination bedingt. Derartig ist der Akt, durch den das unendliche Gut, das Gute im allgemeinen begehrt wird; auch die unüberlegten Handlungen, die *motus primi*, sind vom Zwange frei und doch nicht gewollt. Mit grossem Unrecht imputiert der Vf. diese Verwechslung auch den Scholastikern, was ihm das Verständnis ihrer Lehre ganz und gar verschliesst.

„Was besagt denn im Grunde — so müssen wir fragen — der scholastische Begriff der ‚Selbstursächlichkeit‘? Was ist mit anderen Worten der sachliche Ertrag des scholastischen Begriffs der ‚natürlichen Freiheit von der Notwendigkeit oder Unabhängigkeit vom Zwange‘?“

„Zwang gilt seit Aristoteles als identisch mit nicht gewollt. Hieraus leiten die Scholastiker — unter Hinzufügung einiger an sich überflüssiger, weil keine neue Erkenntnis bringender termini — ab: der Wille ist seiner Natur nach unabhängig von der Notwendigkeit des Zwanges.“

„Hiermit ist aber doch im Grunde nichts anderes gesagt, als dieses: der Wille kann, wenn er will, nicht zugleich nicht wollen. Das wäre ja — wie die Scholastiker immer ganz richtig wiederholen — eine *contradictio in adjecto*.“

„Dieser negativen Wendung geben sie nun eine positive Form — und damit ist der Begriff des ‚Sich-selbst-beherrschen‘, des ‚Sich in der Gewalt haben‘, des ‚Herr über die eigenen Akte sein‘ — und der ‚Selbstursächlichkeit‘ des Willens fertig.“

„Denn wenn ich negativ nicht durch etwas anderes gezwungen werde, so bin ich positiv mein eigener Herr, ich herrsche über mich.“

Wenn ich nicht durch etwas ‚anderes‘, ‚Fremdes‘, zum Wollen bestimmt werde, — nun so heisst das eben in positiver Wendung: ich bestimme mich selbst. Wenn nichts anderes die Ursache des Willensaktes ist, — so ist das ‚Willensvermögen‘ selbst die Ursache seiner Aktualisierung.“

„Man sieht: rein analytische, logisch-formale Bestimmungen, welche die psychologische Frage nach der Entstehung des konkreten Willensaktes ganz unberücksichtigt lassen“ (256 f.).

Also Wahlfreiheit des Willens soll nur die positive Form der negativen Bestimmung: Freiheit vom äusseren Zwang sein! Schon die gewöhnliche Erfahrung lehrt, dass wir gewissen Objekten gegenüber auch ohne allen äusseren Zwang nicht in der Lage sind, uns frei zu entscheiden. Die Scholastiker erklären dies auch nach den Zitaten vom Vf. ausdrücklich, indem sie dem Willen dem unendlichen Gute und dem Guten im allgemeinen gegenüber die Freiheit absprechen. Wie konnte er also den Scholastikern seine eigene Begriffsverwirrung unterschieben und nun gar behaupten, seine, allerdings analytischen logischen, Bestimmungen seien die Deduktionen der Scholastiker! Das Unbegreiflichste aber ist, dass sie die psychologische Frage nach der Entstehung des konkreten Willensaktes ganz unberücksichtigt lassen sollen. Und doch sagt er bald darauf: „Die oft wiederkehrende Formel lautet: jeder erfährt in sich, dass der Wille dem Urteile des Verstandes folgen oder nicht folgen kann.“ (260). Er selbst führt aus Thomas an: „Jeder kann in sich selbst erfahren, dass durch einige allgemeine Erwägungen Zorn oder Furcht oder andere Affekte besänftigt werden.“ „Somit ‚erfahren wir‘, dass Vernunft und Wille die Herrschaft über die zwar widerstrebenden, aber nicht siegenden Begierlichkeiten hat.“ (136). „Zweitens lassen sich offenkundige Urteile anführen, aus denen hervorgeht, dass der Mensch frei das eine wählt und das andere von sich weist“.

Freilich soll nach V. diese Erfahrung nichts beweisen; aber dies zugegeben, so ist es doch eine unbegreifliche Ungerechtigkeit, zu behaupten, die Scholastiker hätten das Freiheitsproblem rein dialektisch behandelt, und darauf den Vorwurf zu gründen:

„Hier zeigt sich mit aller Deutlichkeit die unheilvolle Wirkung der Dialektik auf die Behandlung des Freiheitsproblems“.

Dieser Vorwurf bezieht sich speziell darauf, dass „keinem Scholastiker die psychologische Frage in den Sinn gekommen ist — und das wirft doch auf die Schärfe ihrer Beweise kein günstiges Licht — ob das Willensvermögen denn in jedem Falle dasselbe ist“ (261).

Allerdings ist ihnen nicht in den Sinn gekommen, etwas zu beweisen, was keines Beweises bedarf, sondern ganz und gar selbstverständlich ist. Denn wenn sie wirklich ein allgemeines Vermögen verstanden hätten, wie ihnen Vf. imputiert, so ist dessen Unveränderlichkeit ausser allem Zweifel.

Aber dass der Wille in concreto, die Willenskraft, die Willensneigungen, die Stimmungen verschieden, wandelbar sind, wussten auch die Scholastiker. Diese Veränderlichkeit hat aber auf die Beweise für die Willensfreiheit keinen Einfluss, im Gegenteil, sie verstärkt noch die Kraft der Beweise. Denn auch in den verschiedensten Situationen, in den verschiedensten Stimmungen fühlt sich der Mensch frei, ist er auf die Erkenntnis der Motive angewiesen. Darauf stützen sich aber in erster Linie die Beweise für die Wahlfreiheit. Sodann aber zeigt diese Wandelbarkeit, dass wir manchmal grosse Anstrengungen machen müssen, um einen Willensakt zu setzen, ein deutlicher Beweis, dass unser Wille es ist, der die Entscheidung treffen muss. Wenn die Schwierigkeiten zu gross sind, kann der Wille auch ohnmächtig werden; dann fühlt er sich unfrei und entschuldigt sich mit der Unfreiheit. Wäre er in jedem Falle determiniert, könnte der Unterschied zwischen frei und unfrei nicht bestehen, nicht erlebt werden.

Freilich der Vf. hält den Beweis aus der Erfahrung, „dass der Wille dem Urteile des Verstandes folgen kann oder nicht folgen kann“, für verfehlt.

„Die Richtigkeit dieser Selbstbeobachtung zugegeben, folgt daraus doch lediglich die Unabhängigkeit des Willensaktes von den intellektuellen Vorgängen, mit anderen Worten die Variabilität jenes bezüglich dieser. Aber über die Bedingungen und Ursachen der Variabilität selbst lehrt die Scholastik nichts“ (260).

Von was anderem, als von „intellektuellen Vorgängen“ hängt die Betätigung und Entscheidung des Willens ab? Nur durch die Verstandeserkenntnis kann er zu freier Betätigung befähigt werden. Auch die Leidenschaften und andere Einflüsse können nur durch Erkenntnis der Vernunft auf ihn wirken; sinnliche Affekte und Erkenntnisse können keine freie Tätigkeit erzeugen.

Auch nicht die blosse „Variabilität“ der Akte ergibt sich aus der Unabhängigkeit des speziellen Aktes von dem Intellekt, sondern die Indifferenz für verschiedene, auch entgegengesetzte Akte d. h. die Wahlfreiheit.

Es ist nicht wahr, dass die Scholastik nichts über die Ursachen und Bedingungen der Variabilität lehre; was darüber zu sagen ist und gesagt werden kann, ist ja selbstverständlich und wird als etwas Selbstverständliches oft wiederholt: Der Wille muss den Verstand antreiben, andere als die eben vorgestellten Motive in Erwägung zu ziehen. Das ergibt sich aus dem allgemeinen Wesen des Willens, der keine blinde Fähigkeit ist, sondern nach den Scholastikern das *bonum cognitum* zum Gegenstande hat.

Genauer formuliert den eben gehörten Vorwurf der Vf. im folgenden:

„Indes erhebt sich doch gerade als die wichtigste die psychologische Frage: wie vollzieht sich diese Selbstaktuierung oder Selbstbestimmung des



Willensvermögens?“ „Eine psychologische und erkenntnistheoretische Analyse dieser Begriffe bietet die Scholastik nicht“ (262).

Man muss zugestehen, dass die Scholastiker in ihrer vorwiegenden Richtung auf das Objektive das Subjektive in den Hintergrund treten liessen, sie sind darum aber auch nicht den modernen Verirrungen des Subjektivismus, Psychologismus, Phänomenalismus verfallen. In unserem Falle liegt aber das subjektive Moment: die Tatsache des Freiheitsbewusstseins, das Verhältnis des Wollens zum Erkennen u. s. w. so klar vor aller Augen, dass man diese Tatsachen als bekannt voraussetzen und den Erfahrungsbeweisen nur eine spekulative Vertiefung, eine Ergänzung durch religiöse, sittliche und metaphysische Momente hinzuzufügen brauchte. Allerdings wird damit der innere Vorgang der Selbstbestimmung nicht aufgehellt. Wir wären den modernen Leugnern der Freiheit sehr dankbar, wenn sie diese geheimnisvolle Fähigkeit des vernünftigen Geistes uns analysieren würden. Ihre weitläufigen und tiefgründigen psychologischen Analysen haben lediglich den Zweck, den Determinismus zu begründen, vor allem das klare Zeugnis des Bewusstseins und der gesamten Menschheit zu verdächtigen. Am Ende derselben ist alles in Dunkel gehüllt, und dann fischen sie im Trüben. Wo aber auch die Psychologie noch nicht zum gewünschten Ziele führt, da muss die Erkenntnistheorie helfen; auf ihrem Boden der chaotischen Verwirrung der Geister hat man dann sicheren Boden; da ist kein Unsinn so ungeheuerlich, kein Radikalismus so grundstürzend, dass man ihn nicht ungestraft vortragen könnte. Solche Kunststücke hatten die Scholastiker nicht nötig, um die Freiheit zu beweisen und zu erklären.

Doch selbst in Bezug auf Logik verurteilt der Vf. die scholastische Freiheitslehre. Er ist dabei aber in so offenen Missverständnissen in Bezug auf die Fassung des Willens bei den Scholastikern befangen, dass es sich nicht der Mühe lohnt, nach dem Gesagten darüber noch ein Wort zu verlieren. Die Scholastiker haben in der Tat nicht nötig, bei den modernen Psychologen in Bezug auf logisches Denken in die Schule zu gehen. Nach den Proben, die wir im vorhergehenden von den logischen Sprüngen des Vf.s gegeben haben, hätte man erwarten sollen, dass er mit diesem Vorwurf etwas zurückhaltender gewesen wäre.

Nach allem können wir nicht sagen, dass die Arbeit des Vf.s das Verständnis des Freiheitsproblems bei den Scholastikern gefördert habe. Ein Verdienst könnte die Arbeit haben: Sie gibt Texte aus den Werken der Scholastiker. Da hätten die zahlreichen Verächter und Verurteiler der Scholastik, die nie ein Werk von ihnen auch nur gesehen haben, Gelegenheit, sich selbst ein Urteil zu bilden. Freilich werden sie es weit bequemer finden, diese Texte zu überschlagen und sich mit dem „kritischen Rückblick“ des Vf.s zu begnügen. Derselbe wird ihnen umsomehr zusagen, als er ganz und gar ihren ererbten Anschauungen über die christliche

Philosophie, speziell die Scholastik, und ihren deterministisch-monistischen Vorurteilen entspricht. Bei ihnen kann der Vf. auf sichere Anerkennung rechnen.

Fulda.

Dr. C. Gutberlet.

## Geschichte der Philosophie.

**Geschichte der Philosophie.** Als Einleitung in das System der Philosophie. Von Walter Kinkel. 2. Teil. Von Sokrates bis Plato. Giessen 1908, A. Töpelmann. VIII u. 165 Seiten. Geheftet *M* 3,50, geb. *M* 4,20.

In diesem 2. Teil<sup>1)</sup> der „Geschichte der Philosophie“ behandelt der Vf. Sokrates, die einseitigen Sokratiker und Plato.

Sokrates (6—29) betreffend sagt Vf.: Des Sokrates Verdienst ist es, den Unterschied zwischen Vorstellung und Begriff, zwischen Meinung (*δόξα*) und Wissen (*ἐπιστήμη*), wie überhaupt die Natur des Begriffes erkannt zu haben. Denken und Sein sind identisch, aber das Denken des Seins ist das Denken des Begriffes und des Wissens, nicht das Denken der subjektiven Vorstellung und Meinung. Damit ist die Frage von dem Individuum und seiner Subjektivität völlig losgelöst. — Ferner behandelt Vf. die Induktion, die nach Sokrates nur eine besondere Form der Deduktion, ein disjunktiver Schluss sei. — Das ethische Moment hat Sokrates besonders gefesselt. Man darf nicht länger dem Xenophon Glauben schenken, welcher die Ethik des Sokrates in Utilitarismus verflachen will. Man kann kurz sagen: Sokrates stellt nicht die Nützlichkeit als Prinzip des Guten auf, sondern was gut ist, ist zugleich auch nützlich für die Seele.

Unter die einseitigen Sokratiker (30—62) zählt Vf. die megarische Schule (31—38), welche das Denken wiederum zur Identität erstarren liess; ferner die Cyrenaiker (38—45), die kaum mehr zur sokratischen Schule gerechnet werden können; Antisthenes und seine Schule (45—59), der als strenger Nominalist die Begriffsphilosophie des Sokrates namentlich in der Gestalt der platonischen Ideenlehre aufs heftigste bekämpft; endlich Xenophon (59—62), der kaum noch den Namen eines Sokratikers verdient und sein Weltbild im Vergleich zu dem cynischen noch mehr begrenzt und einengt.

Es führt ein direkter Weg von Parmenides über Demokrit und Sokrates zu Plato (63—133). Parmenides und Demokrit haben dem Geiste das natürliche Sein erobert. Sokrates fügte die Welt des Sittlichen hinzu. Plato aber umspannte in der Grösse seines Geistes den ganzen Kosmos mit gleicher Liebe. Die Liebe zur Wahrheit, der philosophische Eros, muss

<sup>1)</sup> Ueber den 1. Teil dieses Werkes vgl. das ‚Philos. Jahrbuch‘ XX (1907) 348—50.

uns durchs Leben führen, den Weg zeigt uns die Dialektik (64—67); Platos Widerlegung des Sensualismus ist eine philosophische Leistung von unvergänglichem Wert (67—70). Das Erkennen bezeichnet Plato als ein Wiedererinnern. Cohen hat es ausgesprochen, dass wir hier die Geburtsstätte des „a priori“ haben. Aber es wäre ein Missverständnis, dieses „a priori“ als subjektiven Idealismus aufzufassen, durch welchen es zum Angeborenen wird (70—74). Zum Verständnis von Platos Ideenlehre will Vf. besonders das Moment der Hypothese, d. h. des Versuchs, das Sein zu ergreifen, betont wissen (74—84). Dann wird Platos Stellung zur Mathematik (85—93), seine Naturphilosophie (93—104), Ethik (104—112) und Erziehungslehre (112—126) des näheren gewürdigt.

Dieser kurze Auszug aus Kinkels Werk dürfte wohl zur Genüge die Geistesrichtung des Vf. zeigen. Prof. Kinkel bekennt sich zum Kritizismus der Marburger Schule<sup>1)</sup>. Da nach des Vf. eigenen Worten in diesem ganzen Werk nicht auf dem Historischen an sich der Nachdruck liegt, sondern die Geschichte der Philosophie in den Dienst der vom Autor vertretenen philosophischen Ueberzeugung gestellt werden soll, ist es wohl ziemlich selbstverständlich, dass die Leser von anderer Richtung die Lehre der alten Philosophen in manchen Punkten ganz anders deuten würden. Im übrigen bekundet das Werk gründliches Studium der Quellen und der einschlägigen Fachliteratur; die in einem 30 Seiten umfassenden Anhang teils ausführlich angeführt, teils wenigstens zum Nachschlagen zitiert werden. Die gefällige, warme Sprache weckt das Interesse des Lesers, das noch gesteigert wird durch häufige Vergleiche mit neueren Philosophen und Hinweise auf verwandte, ganz aktuelle Fragen.

Hünfeld.

Dr. W. Carduck O. M. I.

<sup>1)</sup> Ueber die Marburger Philosophen Cohen und Natorp vgl. Ueberweg-Heinze, Grundriss IV<sup>o</sup> 229—232, auch ‚Phil. Jahrbuch‘ XX 18—19 (Dr. Baur, Der gegenwärtige Stand der Philosophie).